

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31940-4

Die Originalausgabe erschien 1958 unter dem Titel
„The Hard Blue Sky“ bei Knopf, New York

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch Die Welt, die Shirley Ann Grau in diesem Roman schildert, hat den Reiz exotischer Fremdheit. Im Golf von Mexiko, den Mississippi-Mündungen vorgelagert, liegt die ›Isle aux chiens‹ die Hundeinsel. Ihre Bewohner – Fischer, Frauen und Kinder – leben seit Generationen in ihren Pfahlhäusern inmitten einer Landschaft, wo Hibiskus und Bougainvillea blühen, Schlangen auf Schweine lauern, Alligatoren sich im Wasser tummeln und braune Pelikane und schwarz-gelbe Reisevögel nicht ungewöhnlicher sind als anderswo Tauben und Spatzen.

In sieben Kapiteln erzählt Shirley Ann Grau die Geschichten der Inselbewohner, die alle miteinander verwoben sind. Im Mittelpunkt des Romans aber steht die 16jährige Annie mit ihren Tag- und Nachterlebnissen, ihrem Vater, ihrer Stiefmutter und dem Seemann Inky, mit dem sie schließlich aus ihrer Kinder- und Inselwelt nach New Orleans aufbricht.

Shirley Ann Grau wurde 1929 in New Orleans geboren, wo sie auch heute noch lebt. Sie debütierte mit Erzählungen im NEW YORKER, die 1954 als Sammelband erschienen (›Der schwarze Prinz‹, S. Fischer 1958), es folgten die Romane ›Harter blauer Himmel‹ (1958; deutsch 1961), ›Die Hüter des Hauses‹ (1964 Pulitzerpreis), ›Der Condor‹ (1972), ›Ein Mädchen aus New Orleans‹ (1975), ›Liebe hat viele Namen‹ (1977).

Shirley Ann Grau

Harter blauer Himmel

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Günther Danehl

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, August 1988

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main

© Fischer Bücherei KG, Frankfurt am Main und Hamburg 1961

Titel der Originalausgabe: ›The Hard Blue Sky‹

© Shirley Ann Grau 1955, 1956, 1957, 1958

Umschlaggestaltung: Rambow, Lienemeyer, van de Sand
unter Verwendung einer Illustration von Dirk Görtler

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-28280-2

Im Westen der drei Mündungen des Mississippi, dort, wo die Küste in weitem Bogen vor dem Golf zurückweicht, ist sein Wasser braun und trüb. Nur an Tagen, an denen eine fast weißglühende Sonne in einem Himmel von hartem Blau steht, kann es geschehen, daß das Wasser durchsichtig wird, und die Fischer, jedenfalls diejenigen, die sich von New Orleans aus mit ihren Booten an Fremde verdingen, gewinnen denn auch gelegentlich ein paar Dollars, indem sie Wetten darauf abschließen.

Entlang diesem nördlichsten Saum des Golfs gibt es kaum festes Land. Hier legt der Wind sein Riffelmuster nicht mehr über das Wasser, sondern über ein Meer von zitternden Sumpfgräsern, das man ›Prairie tremblant‹ nennt und das nur hin und wieder durch die Fahrspur einer Pirogue oder das willkürlich nach allen Himmelsrichtungen auseinanderlaufende Netz der Bayous zerschnitten wird, deren fast stehendes Wasser endlich doch in den Golf abläuft. So zeigt sich die Küste auf eine Länge von 300–400 Meilen, jedoch mit einer Ausnahme: einer Kette von drei Inseln.

Diese Inseln – jede etwa eine Meile von der nächsten entfernt – sind der Marsch dicht vorgelagert. Sie bilden eine Art Brücke über die Öffnung einer breiten Bucht, die sich auf vier oder fünf Meilen landeinwärts in die Marsch erstreckt. Alle drei Inseln sind von ähnlicher Gestalt, langgestreckt und schmal, doch unterscheiden sie sich in ihrer Größe. Die kleinste, kaum eine halbe Meile lang, liegt im Osten. Sie ist auch die niedrigste und scheint im Begriff, zu versinken. Bei jedem Sturm wäscht das Wasser über sie hin. Und doch hat es einmal Bäume dort gegeben. Blickt man sich genau um, dann sieht man die alten Wurzeln, ausgebleicht jetzt, wie Treibholz; ein einziger Stumpf steht noch, morsch und ausgehöhlt, vielleicht fünf Fuß hoch. Innen, am Grunde seiner Höhlung, schillert ein Tümpel – Regenwasser. Im Som-

mer ist es wenig, im Winter mehr, aber etwas ist immer drin. Hier ist der Brutplatz der Mücken. Im Frühling wimmelt es von ihren Larven, und Dutzende von Eidechsen, braun gegen das Braun der Rinde, finden sich ein, um sie zu verspeisen. Auch Vögel kommen dorthin; Spottdrosseln und Reisvögel, Spatzen und Amseln hüpfen im gelbbraunen Gras umher und spießen die Eidechsen auf. Manchmal pflücken sie sie geradezu vom Baumstumpf ab. Gelegentlich macht sich auch ein Specht daran, die Maden unter der Rinde des Stumpfes aufzuspüren. Unter seinem regelmäßigen Hämmern erzittert der alte Stamm; die Eidechsen schlüpfen in den Grund und verbergen sich in den Wurzeln, und die anderen Vögel müssen das Gras und das Treibholz nach Nahrung absuchen, das an der Ostspitze der Insel angeschwemmt wird. Da draußen zwischen den angetriebenen Stämmen und dem wirren Kleinzeug liegen an sonnigen Tagen die Krokodile, und ihre Schwänze bewegen sich gelegentlich schneller, als ein Vogel hüpfen kann.

Fast genau in der Mitte der Insel stehen zwei Pfosten, schief zwar, aber sie stehen noch. Sie sind so fest und tief eingerammt worden, daß Sturm und Wasser ihnen nur wenig anhaben konnten. Diese Pfähle sind der Überrest eines Schweinegatters. Vor ungefähr dreißig Jahren, als die Insel noch weiter aus dem Wasser hervorsah, brachte Ray Hébert seine Schweine hier ins Sommerquartier. (Seine Frau konnte nämlich den Geruch des Schweinestalls hinter dem Haus nicht ertragen. Nicht etwa, daß ihre Schweine stärker gestunken hätten als die anderer Leute, aber unter der brennenden Julisonne stanken sie wirklich wie der leibhaftige Tod, darin waren sich alle einig.) Héberts Schweine zwängten sich indessen immer wieder durch das Gatter, um an die Ostspitze der Insel zu laufen, die feucht und kühl schien, wo sie dann eins ums andere von den Krokodilen erwischt wurden.

Jetzt nennt man die Insel Isle Cochon und überläßt sie den Vögeln und Krokodilen, den Krebsen und Eidechsen.

Die zweitgrößte Insel ist die nach Westen gelegene, Terre Haute genannt. Sie mag zwei Meilen in der Länge messen und ragt recht hoch aus dem Wasser. Nur ganz schwere Stürme oder ein Hurrikan können sie überschwemmen. (Allerdings hatte die gesamte Insel während eines Hurrikans auch schon etliche Fuß tief unter Wasser gestanden, das kam aber doch nur selten vor.) Es gibt dort auch Gras und Bäume – wenn auch das Gras fast braun ist und der Gischt die Eichen mit einem salzigen Sprühregen verbrannt hat. Das gute

Dutzend Häuser (zum Schutz gegen die Flut auf Pfählen errichtet) wird von Austernfischern und Jägern bewohnt, und Kinder, die für den erforderlichen Lärm sorgen, gibt es immer reichlich. Im Norden, nach der Bucht zu, liegen die Hellinge für die vier oder fünf Motorkutter.

Die dritte, in der Mitte gelegene Insel ist die höchste und die beste. Sie ist zwar nicht breiter als die anderen, also etwa eine halbe Meile, dafür mißt sie aber vier Meilen in der Länge, und nach Osten zu schwingt sie in einer sanften Krümmung aus. Das Land steigt hinter dem braunen Sandstrand im Süden ein wenig an bis zu einem schmalen Muschelgrat, von dem aus man die Bucht überblickt. Gleich hinter dem Strand beginnt ein Eichengehölz, an dessen Rand vereinzelt Palmenbäume stehen. (Fast in jedem Herbst wird eine solche Palme ent wurzelt, trotzdem hat man nicht den Eindruck, als würden es weniger.) Unter den Bäumen stehen Häuser, bessere Häuser als auf Terre Haute, gute solide Häuser, mindestens fünf Fuß über dem Boden, denn auch über diese Insel treibt der Hurrikan das Wasser. Es sind etwa fünfundzwanzig Häuser; ihre Dächer bestehen aus Blechplatten, die Wände sind gestrichen, manche in hellen Pastelltönen. Am östlichen Ende der Insel, das sich zum Land hinbiegt wie ein abgekrümmter Zeh, stößt man auf die Liegeplätze der Fischerboote, die man hier Biloxi-Logger nennt, und auf ein kleines Kühlhaus. Manchmal werden die eingebrachten Krabben oder Fische gleich hier auf der Insel gereinigt und in Dosen verpackt.

Alle Häuser befinden sich im östlichen Teil der Insel, und zwar auf einem Stück von nicht mehr als einer Meile Länge. Der übrige Teil der Insel ist von Eichen bestanden, deren Stämme und Äste Wind und Salzgischt verkrüppelt haben; von Oleander, dessen Triebe so dick werden wie ein Männerarm, rot und weiß blühend, Frühling und Sommer hindurch – nur sind die glatten, spitzen, dunklen Blätter giftig; Hibiskus steht in seiner Mittsommerblüte; Wisteria und Bougainvillea wachsen in solcher Fülle, daß man sich seinen Weg buchstäblich hindurchhacken muß. Im März trägt der Seifenbeerbaum winzige, rosa-weißliche Blüten, und im Dezember verbreiten seine abgefallenen gelben Beeren einen betäubenden, fauligen Geruch. Und an den sumpfigen Stellen reibt das Ried beim leisesten Windhauch hohle Stengel aneinander, stehen sechs Fuß hohe und noch höhere Schilfe dort, wo der Überlieferung nach früher Wildkatzen hausten. Vor längerer Zeit schon hat man die Wildkatzen getötet; auf der In-

sel gibt es jetzt nur noch Kaninchen, und ab und an setzt eine Bisamratte auf einem Grasbüschel vom Festland über.

Und Hunde gibt es, ganze Rudel von Hunden. In manchen Nächten kann man sehen, wie sie, einer neben dem anderen auf den Sandbänken hockend, die der Insel westlich vorgelagert sind, über den Golf hinweg den Mond anheulen. Die Jäger in der Marsch jenseits der Bucht schwören darauf, daß sie die Hunde bei günstigem Wind nachts heulen hören können.

Viel zu fressen gibt es nicht für die Tiere, und sie sind auch entsprechend dürr. Sie leben von Kaninchen und Vögeln und allem, was sie sonst erwischen können.

Wenn die Hündinnen läufig werden, dann durchstreifen die Hunde in Rudeln die Insel, wühlen knurrend und jaulend unter den Häusern, zerren Kleider herunter, die zum Trocknen über die Büsche gebreitet liegen, und planschen im Sumpf der landwärts gelegenen Niederung.

Von ihnen hat die Insel den Namen: man nennt sie die Isle aux Chiens.

Die heutigen Bewohner der Insel stammen fast ausschließlich von Spaniern und Franzosen ab, doch gelegentlich zeugt die dunklere Hautfarbe eines Kindes auch von Indianer- oder Negerblut.

Auf irgendeine Weise sind alle miteinander verwandt. Die Männer sind Fischer und haben – wie alle Fischer – für das Land nichts übrig: auf der ganzen Insel gibt es keinen richtigen Garten, obwohl hier alles gut gedeiht. In kaum einem Vorgarten wächst mehr als der Pfefferstrauch nahe der Haustür – ohne die grünen und roten Schoten könnte man sich keine Mahlzeit vorstellen. Auf den Veranden stehen Farne in alten Öldosen. Nur eine oder zwei Frauen haben kleine Beete mit Schnittlauch, Petersilie und grünen Zwiebeln bepflanzt (und sie sorgfältig eingezäunt, der Kaninchen wegen). An Zäunen ranken vereinzelte Mirletonreben, Okrapflanzen und Tomaten. Außer den Osterlilien gibt es nur wilde Blumen auf der Insel. Vor jedem Haus stehen wenigstens einige dieser Lilien, und man könnte fast sagen, daß die Frauen behutsamer damit umgehen als mit ihren Kindern, die sie unbesorgt auf der ganzen Insel spielen lassen.

Es ist eine Fischerinsel. Sind die Zeiten schlecht, dann werden aus den Fischern Jäger. Von den jungen Leuten gehen manche in die Städte oder sogar bis nach New Orleans, aber es bleiben immer noch genug auf der Insel, wo ihre Väter und Vorfäter seit zweihundert

Jahren gelebt haben. Es läßt sich nicht gerade behaupten, daß das Leben dort jetzt sehr ereignisreich verlief, aber die Isle aux Chiens hat auch ihre guten Zeiten gesehen – Zeiten, in denen dort das Geld auf der Straße lag, für den, der willig war und Kraft und Mut genug hatte, es aufzuheben. Zum Beispiel während der Prohibition.

Wer sich im Labyrinth der Bayous zerechtfand, konnte damals, als die Schnapsdampfer in schier endloser Kette von Kuba heraufdampften und ihre Fracht vor der Küste in kleine Boote umschlugen, jeden Preis dafür verlangen, daß er sie durch die Bayous sicher nach New Orleans lotste.

Die jungen Leute konnten damals wirklich zu Geld kommen. Die alten Männer saßen derweil, vom Rheuma halb gelähmt, neidisch vor ihren Häusern und verdienten sich ein Taschengeld, indem sie Zollfahndung und Gerichte belogen und Söhne, Vettern und Neffen durch Meineide mit Alibis versorgten. Während sie so dasaßen, ihre eigene Hilflosigkeit betraueren und auf das Knacken ihrer Gelenke horchten, erinnerten sich manche dieser Alten an Geschichten aus vergangenen Zeiten, als schon einmal das Geld auf der Straße gelegen hatte – Geschichten von Jean Lafitte und Louis Chighizola und Dominique You, von Schmuggel und Seeräuberei aus der Zeit der ersten Besiedlung der Insel, als sich im tiefen kleinen Hafen in der östlichen Krümmung der Insel die Segelschiffe gedrängt hatten.

Aber das lag weiter zurück, als irgend jemandes Erinnerung reichte. Sogar die Prohibition lag schon lange zurück, und das Geld von damals war längst ausgegeben.

Weißer Nachmittag

»Was hab ich wohl von dem alten Baum da oben gesehen, was?« fragte Robby Livaudais.

Robby war ein Inselkind und für sein Alter noch klein und dünn. Über der weit vorspringenden Nase standen sehr schwarze Augen zu dicht beieinander. Wie die Köpfe aller Jungen, war auch sein Kopf im Juni kahlgeschoren worden. Jetzt, Anfang August, standen darauf schwarze, ungleich gewachsene Stoppeln in die Höhe. Sein gestreifter Overall wurde nur auf einer Schulter gehalten, der zweite Hosenträger war abgerissen. Nachdem die Knie durchgescheuert waren, hatte man die Hosenbeine abgeschnitten, ohne sie zu säumen. Nun hingen sie in Fransen herunter. Wenn Robby einmal nichts zu tun hatte, setzte er sich nieder und begann, die Fransen aufzudröseln.

»Ich hab ein Segelboot gesehen, es kommt direkt her.«

»Hau ab und laß uns in Ruhe«, antwortete Gus Claverie.

»Ich hab aber ein Boot gesehen, und es ist bestimmt Jean Lafitte!«

Die anderen Kinder drehten sich nicht um. Sie stießen gegen einen alten Autoreifen, den Menton Schesnaydre mit einem Tau am stärksten Ast des Baumes befestigt hatte.

Didi LeBlanc sagte: »Jetzt bin ich dran.«

»Laß los«, versetzte Mercy Schesnaydre.

Alle grabschten nach dem Reifen, und Joey Billion, der gerade drin saß, trat nach ihnen.

»Jeeeee! . . .« Gus Claverie versetzte dem Reifen einen kräftigen Stoß, so daß er begann, sich um das Seil zu drehen. Joey Billion fiel heraus und auf den Rücken.

»Nu sieh bloß, wieviel Staub der macht«, kicherte Didi. Joey setzte sich auf und machte Verrenkungen, um seine Kehrseite zu betrachten. Er klaubte einige Stückchen Schlacke aus seiner Hose und schnippte sie weg.

»Also wißt ihr, was ich gesehen hab?« wiederholte Robby. Gus bestieg den Reifen und stieß sich ab. Als die Schaukel mit großer Wucht zurückschwang, mußte Joey sich zu Boden werfen, um ihr auszuweichen. Gus trat nach ihm, verfehlte ihn aber. Joey lachte und rollte sich aus der Gefahrenzone.

»Ich hol mir ein Messer und schneid den Strick durch!«

»Jajaja ... am Arsch!« Gus ließ sich vor und zurück schwingen, einen Arm und ein Bein um die Schaukel geschlungen.

»Was hast du denn gesehen?« fragte Didi. Ihr Haar war etwas länger, und sie war auch ein wenig größer als die anderen, im übrigen sah sie aus wie ein Junge. Sie kratzte sich mit beiden Händen am Kopf und fragte noch einmal:

»Was hast du denn gesehen?«

»Ein Segelboot.«

»Was?« Gus streckte ein Bein aus und bremste die Schaukel in einer Staubwolke.

»Ganz weit draußen.«

»Da ist nichts.«

»Segelboote gibt's hier nicht«, sagte Joey.

»Die ›Mickey Mouse‹ hat keine Segel.«

»Und ›St. Christopher‹ und ›Hula Girl‹ und ›Captain Z.‹ auch nicht.«

Gus setzte die Schaukel wieder in Bewegung. »Nicht mal im Traum möchte ich mir angucken, was du so siehst.«

»Bestimmt ein Krabbenfänger, der mit seinem Taschentuch wedelt.«

»Bestimmt jemand, der sein Taschentuch berotzt hat und es jetzt trocknet!« überbot ihn Didi.

»Ich hab jedenfalls gesehen, daß Lafitte kommt.«

Der Nachmittag war sogar zum Schaukeln zu heiß. Joey ging nach Haus. Die anderen legten sich ein Weilchen mit dem Gesicht nach unten in den Schatten und schwitzten.

»Meine Tante Marie ist heute früh bei Arcenaux vorbei und hat eine Schachtel Keks geholt«, sagte Robby und starrte geradewegs in den Himmel. »Eine große Schachtel.«

Die anderen drehten sich zu ihm hin. Robby setzte sich in Positur. »Sie hat mir heute früh einen für meine Fische gegeben.«

»Was für Fische denn?« fragte Mercy.

»Die ich unterm Haus züchte.«

Didi kicherte. »Haufen halbtote Fische hast du.«

»Die wachsen prima.«

»Stinken tun sie.«

»Los, zeig sie mal her«, verlangte Mercy.

Marie Livaudais lag im Unterrock auf dem Bett, döste durch die weiße Hitze des Nachmittags und lauschte auf die Geräusche um sie herum: das Summen der Wespen, die sich unter der Dachtraufe ein Nest bauten, die verschlafenen Gackerlaute der Hühner, das gedämpfte Murmeln der Kinderstimmen, dann das Knarren der Dielen in der Küche. Sie erhob sich nicht, öffnete nicht mal die Augen, sondern schrie nur:

»Raus und bleib draußen, oder ich zeig's dir!«

Pause – kleine Pause – leises Schleifen.

»Ich hör dich aus dem Fenster klettern«, schrie sie.

Draußen lachte ein Kind hinter der vorgehaltenen Hand.

Sie lauschte: Nichts. Sie döste von neuem ein und fragte sich träge, was nun wohl wieder verschwunden sein mochte.

Die Kinder verspeisten die letzten Kekse und stopften die leere Schachtel in den hohlen Baumstamm. Einen Beutel mit Glasmurmeln in der Hand schwenkend, erschien jetzt Burt Richaud auf der Bildfläche.

»Ich spiele aber nicht mit«, erklärte Robby. Burt Richaud achtete gar nicht darauf. Mit der Zehenspitze zog er einen großen Kreis in den weichen Staub, hockte sich dann nieder und starrte vor sich hin.

Die Kinder stellten sich erwartungsvoll außerhalb des Kreises auf.

Burt legte eine einzelne knallbunte Murmel in den Mittelpunkt des Kreises. Dann trat er zurück, holte aus dem Beutel ein Katzenauge und hielt es mit zwei Fingern hoch.

»Die ist wirklich schön«, sagte Didi.

»So schön hab ich noch keine gesehn«, meinte auch Mercy.

»Mein Papa hat sie in Petit Prairie gekauft.«

»Och, bloß so 'ne olle Murmel«, ließ Robby sich vernehmen und stieß die Hacken in den Staub wie ein Hahn.

»Mach, daß du hier wekommst, Bastard«, versetzte Burt.

»Der hat nicht mal 'ne Mutter«, verkündete Didi, »und höchstens einen halben Papa.«

»Gar nicht wahr«, flüsterte Robby, ließ sich aber von Didi weg-schubsen.

Die Kinder begannen zu spielen. Robby sah ihnen aus einiger

Entfernung zu. Dann ging er auf die große Palme los, sah durch zusammengekniffene Augenlider am Stamm hoch, der sich etwas landwärts bog, und begann hinaufzuklettern.

Marie Livaudais kratzte sich am Kopf. Das Lachen und Kichern der Kinder ärgerte sie. Außerdem blies der Wind immer wieder die Jalousie weg, so daß die Sonne sie blendete. Eine der Stimmen war jetzt deutlich zu unterscheiden: Robbys.

Manchmal fragte sie sich, warum sie sich erboten hatte, ihn zu sich zu nehmen, als ob sie nicht genug eigene Kinder hätte . . .

Ein Livaudais war er allerdings, sah ganz aus wie die anderen, das hatte sie auf den ersten Blick erkannt, damals, als der Priester aus Petit Prairie ihn zu seinem Vater brachte.

Da war er drei Jahre alt und bis dahin bei seiner Mutter gewesen. Aber die hatte nun einen Mann gefunden, einen aus Biloxi, einen guten, zuverlässigen Mann, der Vorarbeiter in einem Sägewerk war. Ihm hatte sie erklärt, daß Robby ihr Neffe und nur zu Besuch da sei.

Als es dann Zeit für sie wurde, nach Biloxi zu ziehen, brachte sie Robby zum Priester, sagte ihm den Namen des Vaters und ließ den Jungen da.

So war denn Eddie Livaudais genötigt, seinen unehelichen Sohn selbst aufzuziehen, und da Belle, seine Frau, nichts davon hielt, den Bastarden ihres Mannes Freundlichkeiten zu erweisen, hatte Marie Livaudais ihn zu sich genommen.

Ich kann wie immer mein großes Maul nicht halten, dachte Marie, ich muß natürlich anbieten, ihn mit meinen Kindern zusammenzustecken. Alle miteinander . . .

Das Kopfkissen war einfach zu heiß. Sie warf es auf den Boden und lehnte den Kopf in die Armbeuge. Die Jalousie wehte wieder zu. Sie seufzte und streckte sich aus.

Robby hockte im Wipfel der Palme. Er riß zwei der harten gelben Datteln ab, beugte sich weit vor, zielte sorgfältig und ließ sie fallen. Didi LeBlanc machte einen Luftsprung. Die anderen Kinder betrachteten sie unbeweglich. Sie schrie wie am Spieß, die Arme starr am Körper ausgestreckt, die Augen fest zugekniffen. Robby ließ noch eine Dattel fallen, verfehlte aber sein Ziel, und die Dattel plumpste in den Staub. Didi schrie weiter.

Ein kleiner Windstoß löste die Feder, und die Jalousie rollte sich

auf. Marie Livaudais wälzte sich aus dem Bett, mit halber Stimme Verwünschungen murmelnd. Der elende Unterrock klebte an ihren Beinen, und sie riß ihn los, während sie auf die Veranda ging.

Sie schrie die Kinder an und fuchtelte mit den Armen. Eine ihrer großen Brüste quoll dabei über den Rand des Unterrockes, was sie aber nicht weiter zu bemerken schien.

Marie blinzelte hinauf zur Palme und stapfte dann, die Hände in die Hüfte gestemmt, in den Hof hinaus.

»Komm runter von dem Baum, eh du dir deinen Holzkopf in Stücke haust, der Baum steht ja schon schief und zittert beim kleinsten Wind!«

Der Junge auf dem Baum rührte sich nicht. Er schlug die Beine noch fester um den Stamm und brüllte zurück: »Jaahaa... am Arsch!«

Sie sah noch einmal hinauf und fing dann an, am Boden etwas zu suchen. Sie überquerte den Hof, stieß die Kinder zur Seite und stellte sich mitten in den Kreis mit den Murmeln.

Endlich fand sie, was sie suchte: ein Stück Backstein. Sie wog es in der Hand, entschied, daß es zu schwer sei und zerschlug es an einer Austernschale. Sie ergriff die beiden größten Stücke und blickte wieder hinauf. Dann kniff sie ein Auge zu und warf das erste Stück, wohlgezielt und mit voller Überlegung. Es traf Robby an der Hüfte. Er quietschte, rührte sich aber nicht. Sie ging um den Baum herum, warf das andere Stück und traf ihn im Rücken.

Er rutschte am Stamm herunter. Die Rinde verbrannte die Innenseite seiner Schenkel, und er fuhr gerade mit der Hand darüber hin, als Marie ihn erwischte.

»Sal au pri!« Sie ergriff ihn beim Arm und hob ihn fast vom Boden auf. Er fing an zu weinen.

Sie kreischte: »Schütteln müßte man dich, bis dir dein Hirn rausfällt oder du vernünftig wirst! Und was von beiden zuerst passiert, weiß keiner!«

Er schrie mit fest zusammengekniffenen Augen. Die anderen Kinder bildeten einen Kreis um ihn, die Köpfe vorgestreckt, wachsam.

»He«, bemerkte Burt, »er blutet ja rundrum.«

»Wo blutet er?« fragte Marie. »Wo denn?«

Robby hörte auf zu schreien und klappte die Augen auf. Er wies auf seine Beine. An den Innenseiten sah man tiefe lange Schrammen, in denen noch kleine Rindenstückchen steckten.

Marie schleppte ihn die Treppe rauf ins Haus. »Ich brauche mich bloß mal hinzulegen, und schon fällt dir was ein, wie du dich halb umbringen kannst, und dann kommst du angelaufen.«

»Du hast mich ja geschmissen«, heulte Robby.

»Und bedank dich bei der heiligen Mutter Gottes, daß du nicht mit- samt dem Baum umgefallen bist, der da schon jahrelang steht und wackelt. Natürlich mußt du da raufklettern und oben rumhopsen wie der Affe, der du bist.«

Sie setzte ihn auf einen Küchenstuhl. Die Kinder drängten sich vor der Tür aus Fliegendraht. Sie nahm aus der Ecke des Schrankes eine Flasche Jod und schmierte es auf seine Schrammen. Er brüllte. Sie richtete sich auf und holte ein Stück Zucker. »Mund auf.«

Sie ließ den Zucker in seinen Mund fallen und zog blitzschnell die Finger zurück. »Ha . . . ich bin nicht so dumm, ich weiß schon, was du denkst . . .« Sie machte sich wieder mit der Jodtinktur zu schaffen. »Gebissen wird hier nicht.«

Burt bemerkte: »Angemalt wird er wie ein Weihnachtsbaum.«

»Hör gar nicht drauf«, befahl Marie und warf wütende Blicke über ihre Schulter. »Die haben auch bloß dreckige Füße, Rotznasen und kein einziges Taschentuch.«

Er beugte sich vor, betrachtete die Schramme an seinen Beinen, fingerte an der gerissenen Haut herum.

»Laß das!« Sie ging an den Ausguß, schüttete Seifenpulver in eine Tasse und ließ Wasser darauflaufen, bis der Seifenschaum über den Rand quoll. »Beinah hätte ich doch vergessen, was du mir von da oben zugerufen hast, von dem Baum, der kaum noch an einer Wurzel hängt und wie verrückt gewackelt hat die ganze Zeit, wo du oben warst.«

Wieder begann er zu heulen. Die Kinder vor der Tür preßten die Nasen gegen den Fliegendraht.

Sie schob einen hölzernen Küchenstuhl vor den Ausguß. Immer noch von ihr festgehalten, näherte er sich ihm widerwillig.

Sie schwenkte die Seifenlauge in der Tasse. »Du weißt doch noch, was du mir hinterhergerufen hast, was?«

Die Augen auf die gelbliche Lauge gerichtet, nickte er stumm.

»Also vergiß das nicht und sag schon mal immer ein Ave Maria und bete zum Herrn, daß deine Zunge nicht vom Krebs verfault aus dem Mund fällt, wenn du sowas sagst.«

Er rührte sich nicht, rieb nur einen nackten Fuß gegen den anderen Knöchel.